

Gut gemeint

In München tobt ein bitterer Streit um die Stolpersteine, dabei wollen alle dasselbe: Das würdige Erinnern an die Opfer der Nazis. Eine Annäherung

Süddeutsche Zeitung, 8. 8.2015

Von Joachim Käppner

Der alte Herr würde gern selber noch einen Stolperstein legen, für den Vater seiner ersten Frau. Das war Otto Binder, bayerischer Kommunist, von den Nazis hingerichtet durch das Fallbeil. "Hier lebte Otto Binder. Geboren 28.10.1904 in München, deportiert am 04.02.1942. Ermordet in Stadelheim am 28.06.1944." Binder wohnte in München, Augustenstraße 98. Den Stolperstein gibt es bereits, er wurde einmal für ein Kunstprojekt gezeigt. Aber er darf nicht verlegt werden. Der Münchner Stadtrat entschied Ende Juli, dass auf öffentlichem Grund Wandtafeln und Stelen zum Andenken an Naziopfer erlaubt, Stolpersteine aber untersagt sind. Als Binder starb, war Ernst Grube, der so gern an ihn erinnern würde, neun Jahre alt, ein Kind nur und selbst schon Verfolgter. Seine Mutter war Jüdin, Vater Grube "ein aufrechter Sozialist und ein strenger Mensch, der sich nicht biegen ließ". Der alte Grube lehnte eine Scheidung ab, seine Frau und seine "halbjüdischen" Kinder wären sonst rechtlos gewesen. "Hätte er es getan", sagt der Sohn freundlich lächelnd, "würden wir uns heute nicht unterhalten."

Ernst Grube hat als Kind den gelben Stern getragen. Er wurde in ein Heim gesteckt. Man ließ ihn nicht in den Luftschutzbunker, als die Bomber kamen, um Tod und Vernichtung auf die Stadt herabzuspeiern, in der all das Unglück begonnen hatte, Hitlers München, die "Hauptstadt der Bewegung". Grube überlebte das Konzentrationslager Theresienstadt und verlor seine Tanten Erna, Rosa und Selma und deren Familien, alle ermordet von den Nazis irgendwo in Polen. "Und mit dieser Geschichte muss ich mich jetzt rechtfertigen", sagt Ernst Grube voller Grimm und verfällt ins Bairische, "streiten wegen so einem kleinen Fetzerl" und er umreißt mit einer Hand die ungefähre Größe eines Stolpersteins.

Der Stolperstein, erfunden vom Künstler Gunter Demnig, Stein des Anstoßes. Etwa 50000 davon gibt es in Europa, in etlichen deutschen Gemeinden, 6000 alleine in Berlin, ein länderumspannendes Denkmal. Sie erinnern an individuelle Naziopfer, die an diesem Ort lebten: Juden, politische Gegner, Homosexuelle und viele andere. In den meisten Städten gab es bald Konsens, auch mit den jüdischen Gemeinden. Aber nicht in München. Grube kämpft für die Stolpersteine. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, kämpft dagegen. Wie er ist sie 82 Jahre alt, hat als Kind Hass und Verfolgung erfahren. Sie wuchs auf bei ihrer Großmutter Albertine Neuland, die 1944 in Theresienstadt ermordet wurde. Charlotte Knobloch überlebte auf dem Bauernhof einer katholischen Familie in Franken, die das Mädchen als eigenes Kind ausgab.

Charlotte Knobloch verbindet mit Stolpersteinen solche Bilder: "Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Menschen, auf die man schon auf dem Boden liegend immer weiter eintrat und die mit schweren ledernen, stahlbekappten Stiefeln in die Transporter getreten wurden. Menschen, auf dem Boden kauern, verletzt, sterbend oder bereits tot. Diese Steine können bespuckt, verdreckt, verschmiert, mit tierischen Exkrementen verunreinigt oder gar absichtlich geschändet werden."

Diese Sätze hat sie 2014 in einer turbulenten Anhörung des Münchner Stadtrats vorlesen lassen. Charlotte Knobloch ist eine Frau mit sehr klaren Meinungen: Ja zum NPD-Verbot, Ja zur Solidarität mit Israel, Nein zu den Stolpersteinen. Sie weiß die Kultusgemeinde hinter sich, dort gibt es kaum Opposition in dieser Frage. Daran ist auch der Stadtrat nicht vorbeigekommen, seit Jahren nicht, wollte er nicht ein Gedenken an die Opfer gegen die Vertreter der größten Opfergruppe durchboxen.

Ernst Grube, Charlotte Knobloch. Zwei Menschen, deren Lebensleistung und moralische Haltung jeden Respekt verdienen. Beide wollen das Richtige tun. Sie haben eine gemeinsame Geschichte - und doch hat jeder seine eigene. Seit 2004 tobt die Auseinandersetzung. Der schwarz-rote Stadtrat hat sie nun beenden wollen und doch nur erst recht befeuert. Die Stolperstein-Initiative mag die Niederlage nicht hinnehmen, plant eine Klage, vielleicht gar ein Volksbegehren. Längst sind alle Argumente ausgetauscht und alle Warnungen verhallt, dieser Streit nutze nur den Falschen. Die "Münchner Gedenktafel-Gruppe - Gegner der Stolperstein-Initiative" um die Fotografin Gabriella Meros erklärt: "Jeder Widerspruch gegen diese - nun dritte - mehrheitliche Entscheidung verstößt gegen die Regeln der Demokratie." Auch seien "Befürworter des Stolperstein-Projekts oftmals unter Israelgegnern" zu finden. Die Stolperstein-Initiative wiederum erklärt den Beschluss für undemokratisch und lässt wissen, offenbar gehe es hier um einen "Schlussstrich unter die Vergangenheit". Im Netz höhnen die einen über die "Stolpersteinigung der Vernunft" und das "Geschäftsmodell Stolpersteine". Die anderen stellen die Israelitische Kultusgemeinde als Hort einer Art vergangenheitspolitischer Verschwörung hin. Darauf muss man erst mal kommen. Respekt ist inzwischen ein rares Gut in diesem Streit.

In einem Altmünchner Prachtbau mit Blick auf die Residenz sitzt der Anwalt Hannes Hartung und denkt laut nach.

Hartung, der die Reformgemeinde Beth Shalom berät, würde klagen im Auftrag von Menschen, die Stolpersteine verlegen möchten. Aber eigentlich will er das nicht. Er sagt ganz offen: "Das ist das schlimmste Mandat, das man sich als Rechtsanwalt vorstellen kann. Hier streiten die Guten gegen die Guten." Trotzdem würde Hartung es tun: "Es muss auch im Gedenken Gleichheit und Gerechtigkeit geben. Es kann nicht die eine Seite der anderen vorschreiben, wie man an die Opfer erinnert."

Genau das ist der Vorwurf, den sich Befürworter wie Gegner gegenseitig machen, mit wachsender Wut. Gabriella Meros hat einen Brief bekommen, in dem die heimtückische Frage stand: "Wenn die Steine kommen, begeht Ihr dann Selbstmord?" Ihre Mutter ist dem Mord nur knapp entgangen und heute 93 Jahre alt, die alte Dame, sagt die Fotografin, "war entsetzt, als sie hörte, dass man mit Füßen auf die Namen der Getöteten treten soll". Sie habe ihre Tochter gebeten: "Sollte je ein Stolperstein für mich in den Gehweg gesetzt werden, gegen meinen Willen, dann reiße ihn heraus!"

So wie Charlotte Knobloch - die sich zur Debatte nicht mehr äußert - als vermeintliche Drahtzieherin der Stadtratsentscheidung in der Kritik steht und Ziel widerwärtiger Unterstellungen ist, so ist Terry Swartzberg der Lieblingsfeind der Gegenseite. Swartzberg, 62, kahlköpfig, freundlich, bebend vor Energie, Journalist, ist die Seele der Münchner Stolperstein-Initiative, ein Aktivist, über den Gegner hinter vorgehaltener Hand raunen: der Zugereiste, der Amerikaner, was verstehe der schon. Er versteht aber eine Menge. Seine Familie ist lange vor dem Holocaust aus Russland in die USA emigriert. Aber nach 1990 hörten sie vom Schicksal jener Verwandten, die dort geblieben waren und starben. Swartzberg lebt schon lange in München. Er ist Urheber einer Online-Petition für Münchner Stolpersteine und hat manche vorwurfsvolle Erklärung verfasst, die Mitstreitern wie Ernst Grube viel zu weit ging. Swartzbergs Devise ist ein Let's do it, das sich nicht schärfer von den komplexen deutschen Geschichtsdiskursen unterscheiden könnte. Er liebt Sätze wie: "Wer kann etwas dagegen haben, wenn blonde deutsche Schulmädchen nachdenklich vor einem Stolperstein stehen und ihn mit Blumen bedecken?" Auf ihn geht auch die Idee zurück, gegen den Beschluss des Stadtrates zu klagen: "Dann werden wir ja wissen, was Recht ist und was nicht." Anwalt Hartung erinnert daran, dass auch Beth Shalom auf dem Rechtsweg "ihre Rechte ertröten und um Gleichberechtigung im Staatsvertrag als liberale Gemeinde kämpfen muss".

Marian Offman engagiert sich gegen Nazis und für Flüchtlinge. Er ist im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde und CSU-Stadtrat; in beiden Eigenschaften hält er Ausländerfeinden gern den Spiegel vor, wenn diese sich auf das christlich-jüdische Abendland berufen. Was er dann anonym zu lesen bekommt, hat mit einem christlich-jüdischen Abendland ziemlich wenig zu tun. Genau das will er zeigen. Er sitzt nun am Panoramafenster des jüdischen Restaurants "Einstein" und zeigt hinaus, Mittagslicht flutet über den Jakobsplatz. Offman wirkt ungewohnt müde: "Es ist doch wirklich nicht mehr so", sagt er, "dass in dieser Stadt niemand an die ermordeten Juden erinnern würde." Das Lokal liegt im neuen Gemeindezentrum, im selben Komplex wie die jüdische Schule. Gegenüber steht die Ohel-Jakob-Synagoge, ausgerichtet nach Jerusalem und erbaut mit einem warm getönten Stein, der an die Klagemauer erinnert. Daneben: das Jüdische Museum. Im Tunnel zwischen Synagoge und Jüdischem Zentrum der "Gang der Erinnerung", in dem die Namen der Ermordeten stehen.

Nichts von alledem gab es vor zehn Jahren. Kürzlich erst wurde, nach jahrzehntelangem Gezerre, das NS-Dokumentationszentrum eröffnet, am früheren Standort des "Braunen Hauses", der NS-Parteizentrale. Bald soll es hier auch ein zentrales Denkmal geben, mit den Namen der Münchner Holocaust-Opfer. "Es ist sehr bedauerlich", sagt Marian Offman, "dass sich München so spät der Erinnerung gestellt hat. Aber man kann doch heute wegen der Stolpersteine nicht so tun, als stünden wir am Anfang." Er hätte sich einen Kompromiss gewünscht, zum Beispiel Stolpersteine auf Stelen, damit die Steine eben nicht am Boden liegen. Doch dafür sind die Fronten zu verhärtet. Münchens Kulturreferent Hans-Georg Küppers hatte vorgeschlagen, Stelen, Tafeln und Stolpersteine gleichberechtigt zuzulassen - es wurde nichts daraus. "Wir sitzen nicht in einem Boot. Deswegen kann es keinen Konsens geben", sagt Gabriella Meros: "Jetzt muss es endlich um die Inhalte gehen - wie möchte man in Zukunft würdig gedenken?" "Er tut mir weh, dieser Streit", sagt Grube: "Jene, welche die Erinnerung wachhalten wollen, sind doch insgesamt eine Minderheit. Wir sollten das nicht vergessen." Er ist ein Kämpfer, Sozialist noch heute, wie der Vater, oft erzählt er in Schulen oder Gedenkstätten, wie wachsam die Gesellschaft sein müsse, damit das Grauen niemals wiederkehre. "Es ist so verletzend", sagt aber auch ein bekanntes Mitglied der Gemeinde, "in jeder Familie hat es doch Opfer gegeben, und jetzt heißt es, wir wollten die Nazi-Vergangenheit verdrängen." Dabei ist der Schmerz doch das, was beide Seiten verbinden könnte, wie Offman sagt, "jener tiefe Schmerz, den wir alle erlitten haben". Er weiß nur zu gut, wovon er spricht. Zu seinen frühen Erinnerungen gehören weinende Menschen, Verwandte, Überlebende, die beieinander saßen. Offman erzählt von seinem Onkel, der dem zehnjährigen Marian sagte: "Ich lebe nicht mehr. Ich bin dort gestorben."

Marian Offman hat vor der Abstimmung im Stadtrat gesprochen und die Namen der Toten in seiner Familie vorgelesen, so viele Namen, in der Hoffnung, mehr Respekt vor den Erfahrungen und Geschichten zu erreichen. Der tiefe Schmerz. Sie tragen doch alle gemeinsam daran. "Isar und Jordan münden in mein Herz", hat der jüdische Religionsphilosoph Schalom Ben Chorin gesagt. In der Prinzregentenzeit war die Stadt Hochburg eines aufgeklärten, bürgerlichen Judentums. Dann kamen die Mörder. Und die meisten jener, die eben noch Mitbürger gewesen waren,

klatschten den Mördern Beifall oder wandten den Kopf. Nach dem Krieg flüchtete sich München ins große Vergessen. Dachau? Lag jenseits der Stadtgrenze. So lange währte dieser klägliche Zustand, dass Debatten um die Vergangenheit stets von einer speziell Münchnerischen Sterilität und Verbissenheit waren. So lange hat man kämpfen müssen, um der Opfer zu gedenken. Aber als das Gedenken endlich möglich und dann sogar erwünscht war, da haben viele vom Kämpfen nicht mehr lassen können. Als ginge es immer noch um das Ob und nicht längst um das Wie. In München wird das Trennende betont und zu selten das Verbindende. Jahrzehntelang, sagt Offman, "habe ich gewartet, dass es in dieser Stadt ein NS-Dokuzentrum gibt und ein öffentliches Denkmal für die ermordeten Juden". Das eine ist schon da, das andere wird es bald sein: "Das ist doch ein ungeheuer starkes Signal, auf das wir alle stolz sein können."

Münchens damaliger Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) war zusammen mit Charlotte Knobloch die treibende Kraft für den Bau der Synagoge und des Jüdischen Gemeindezentrums. Als beides 2006 eröffnet wurde, sagte Ude stolz: "Die jüdische Gemeinde ist wieder dort, wo ihr Platz ist: im Herzen der Stadt." Und die Präsidentin erklärte, nun endlich sitze sie nicht mehr auf gepackten Koffern. Es war ein später Sieg über die Verdrängung. Die jüdischen Münchner haben also wieder ihren Platz in der Stadtgesellschaft, die Gemeinde ist ohnehin durch den Zuzug vieler russischer Einwanderer nach 1989 aufgeblüht. Gleichzeitig definiert sich jüdische Identität aber auch vielfältiger als früher. Das zumindest sagt Jan Mühlstein, Vorsitzender der 400 Mitglieder starken Reformgemeinde Beth Shalom. Diese ist mehrheitlich für die Stolpersteine: "Deren Gegner haben jedes Recht zu sagen: nein, nicht für meine Angehörigen. Aber warum zählt nur die eine Meinung, die andere aber gar nichts?" Die Israelitische Kultusgemeinde vertritt die große Mehrheit der Münchner Juden, aber das "legitimiert sie nicht als Schiedsrichterin in der Frage der Stolpersteine".

Lange nach 1945 haben sich die kleinen jüdischen Gemeinden der Bundesrepublik als Einheitsgemeinde verstanden, als Burg einer schwer verwundeten Gemeinschaft mitten im Land der Mörder; geführt von mutigen Menschen der Überlebendengeneration, starken Persönlichkeiten, um die man sich scharte. Charlotte Knobloch gehört zu den letzten dieser Präsidenten. Aber nun gibt es auch die Reformgemeinde, säkulare Juden, in München lebende Israelis. Und jeder, sagt Mühlstein, definiere sein Judentum anders. So sei es in Tel Aviv, New York, Paris. Und auch wieder in Deutschland. So betrachtet, könnten die Stolpersteine Symbol sein für die Suche nach jüdischer Identität. Nicht wenige, sagt ein Mitglied der Kultusgemeinde, suchten "jenseits der Religion nach etwas, um ihr Judentum zu zeigen. Wenn ich Präsidentin der Kultusgemeinde wäre, hätte ich deshalb vielleicht alle Beteiligten dieser Debatte einmal an einen runden Tisch eingeladen".

Neben jenen Juden, die für die Stolpersteine sind, engagieren sich Vertreter von Opfergruppen dafür, die lange ignoriert wurden: Homosexuelle, Deserteure, Zeugen Jehovas, Euthanasieopfer. Thomas Niederbühl, Stadtrat der Rosa Liste, hat mit einem unglücklichen Wort gesprochen von "Lagerhierarchien, die sich nicht wiederholen dürfen". Das hat zu Unterstellungen geführt, er wolle das Leid der Juden kleiner reden. Das aber, sagt Niederbühl, "liegt mir völlig fern". Doch die Stolpersteine seien "Ausdruck der Vielfalt des Gedenkens". Jeder in diesem Streit versichert, wie gesprächsbereit er sei. Stets folgt der Satz: Mich hat aber nie jemand um ein Gespräch gebeten. Das wäre ein neuer Anfang: einander wieder zuzuhören. Ernst Grube will in diesem Sinne auf seine Leute einwirken: "Ich wünsche mir eine Erklärung, welche die Verbindung nicht vollends zerstört."

Aus der teuersten City Deutschlands führt die Lindwurmstraße hinaus in die Vorstadt, unter Bahngleisen hindurch, nach Sendling: Augustiner-Stüberl, lauschige Hinterhöfe, Döner-Kebab. An der Ecke, vor Haus 205, ein Restaurant, ein Altbau mit Kuppel und Erker, und direkt vor dem Eingang, auf privatem Grund, zwei Stolpersteine, golden glänzend: Sie erinnern an das Ehepaar Emanuel und Sofie Gutmann, das in diesem Gebäude ein jüdisches Kaufhaus führte. In der Pogromnacht 1938 verschleppten die Nazis Emanuel Gutmann ins Konzentrationslager Dachau; von dort, wie eine Zeitzeugin später sagte, "kam er sterbenskrank zurück". 1942 wurden die Gutmanns deportiert, nach Theresienstadt. Und diesmal kamen sie nicht mehr zurück. Aber man denkt noch an sie, hier an einem schönen Sommerabend in einer Straße voll heiterer junger Menschen, die Aperol Spritz trinken; vor einem alten Haus, das die Tragödie noch gesehen hat, die heute so weltenfern erscheint und es doch niemals sein wird.